19 — Illustriertes Sonntagsblatt — 1898

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Klein-Erika.

Originalerzählung von K. Labacher.

(Fortsetzung.)

Mein Hausdoktor und auch andere Aerzte hatten gemeint, daß sich Gabrielens Zustand mit der Zeit langsam bessern und daß sie endlich die volle Gedankenklarheit zurückgewinnen würde. Es vergingen aber sechs lange, bange Jahre, ohne diese Hoffnung erfüllen zu wollen. Nicht daß meine Schwester immer und in allen Angelegenheiten irregeredet hätte. Nein, sie wußte sich, von ihrer unveränderlichen fixen Idee abgesehen, manchmal ganz vernünftig auszudrücken. Und fremde Leute, die nur kurz und oberflächlich mit ihr zu sprechen kamen, gelangten nur sehr selten zu einer Ahnung ihres geistigen Uebels, wie sie uns denn auch während der Reise kaum irgend eine Verlegenheit bereitete, außer etwa, wenn sie einem fremden, kleinen Mädchen nachlief, in der Meinung, es sei Elly, nur weil es blonde Locken hatte. Aber von einer Besserung, von einer gradweisen Erhellung des dunklen Punktes in ihrem Gehirne zeigte sich doch auch keine Spur. Es war nicht abzusehen, wann sie zur Ruhe kommen würde und mit ihr wir beiden gezwungenen Weltfahrerinnen.

Ich empfand endlich eine so brennende Sehnsucht nach meiner Vaterstadt, nach meinem trauten Daheim, daß ich krank zu werden fürchtete, wenn ich derselben nicht nachgab. Ich sprach also gegen Erika meine Absicht aus, nach Wien zu reisen. Ein Freudenstrahl flog über ihr liebes Gesichtchen, das sie, im nächsten Augenblick laut aufjauchzend, an meiner Brust verbarg: „Ach, Tante Lina — nach Wien! Wie herrlich! Und wie herzlich wird sich Guido freuen!“

Ja, der arme, gute Guido. Ich hatte meinen Neffen nun volle sechs Jahre nicht gesehen, aber regelmäßig liebevolle und geistreich geschriebene Briefe, sowie die glänzendsten Schulzeugnisse von ihm erhalten. Seit einem halben Jahre hörte er die Vorlesungen und war auch dort wieder der ersten einer, wie ich mir von einem mir bekannten Privatdocenten berichten ließ. Gewiß, er würde sich freuen, seine arme Mutter wiederzusehen und seine alte Tante und — Erika! Sie nicht zum letzten, denn was für viele verblümte Wendungen hatte der Schelmenjunge gebraucht, um sich mehr, als gerade für einen Adoptivvetter schicklich, nach meinem Liebling erkundigen zu können.

Wir nahmen also Eilzug nach Wien. Ich hatte es so eingerichtet, daß wir abends ankamen und in einem geschlossenen Wagen nach meinem Hause fuhren. Erst auf dessen Schwelle begrüßte uns Guido; ich hatte ihm nicht erlaubt, uns von der Bahn abzuholen, um keine Aufsehen erregende Scene mit Gabriele herbeizuführen. Mit zärtlichem Ungestüm umarmte er vor allem seine Mutter. Sie aber blickte über die Schulter des hochaufgeschossenen Jünglings hinweg, in den auf meine Anordnung hin nur halberhellten Hausflur. Eine ängstliche Spannung malte sich in ihren Zügen.



Biersteuer. Originalzeichnung von G. Restel. (Mit Text.)

„Wo bin ich denn? Wohin habt ihr mich geführt?“ fragte sie aufgeregt.

Meine treue Hanna hatte uns gleichfalls auf der Schwelle des Hauses erwartet.

„Hilf mir, sie hineinzubringen, ehe sie ahnt, wo sie sich befindet!“ flüsterte ich ihr hastig zu.

Wir nahmen Gabriele in die Mitte und suchten sie durch allerlei müßiges Geplauder zu zerstreuen. Erika folgte uns mit Tüchern und Schirmen, Guido überwachte das Abladen des Gepäckes.

Wir waren mit der Geisteskranken bis zur ersten Treppenstufe gelangt. Hier erst schien ihr die Erinnerung wiederzukommen. Sie stieß einen lautgellenden Schrei aus, riß sich los von uns und stürzte die Stiege hinauf, geraden Weges in das ehemalige Krankenzimmer Ellys, wo noch das Himmelbettchen mit den weißen Vorhängen stand, Bilderbücher und Puppen auf dem Tische lagen, wo noch jeder Gegenstand, selbst der kaum merkliche Rosenduft, den sie so sehr geliebt, an die dahingegangene Kleine mahnte. Wir waren ja wenige Stunden nach ihrem Begräbnis abgereist. Und ich hatte Hanna keinen Auftrag gegeben, irgend etwas in dem Sterbezimmer zu verändern.

Gabriele sah sich suchend um in dem ihr so wohlbekannten Raume.

„Elly, Elly!“ rief sie sehnsüchtig und weinend. „Bist Du auch hier nicht? Werde ich Dich denn nimmer, nimmer finden?“

Sie warf sich über das Bettchen und schluchzte, daß es mir tief zu Herzen ging. Trotzdem ließ ich sie ruhig ausweinen. Schöpfte ich aus diesen Thränen doch wieder eine schwache Hoffnung für ihre Wiederherstellung, da es die ersten waren, die sie seit dem Sterben ihres Kindes vergoß. — Sie verfiel endlich aus physischer und moralischer Erschöpfung in Schlaf. Hanna und ich trugen sie nach ihrem Zimmer und betteten sie auf ihr Lager.

Erika half uns, ihr die Oberkleider vom Leibe zu bringen.

Dann bat Hanna mich und die Kleine, ins Speisezimmer zu kommen, wo ein Abendimbiß bereitstehe. Wir fanden Guido dort. Er und Erika sahen sich jetzt erst, bei voller Beleuchtung, wieder einmal an, nach sechs seit ihrer Trennung verflossenen Jahren. In ihren Blicken lag Neugier und Verwunderung, aber, wie es mir wenigstens schien, kein besonderes gegenseitiges Wohlgefallen.

„Ach, was Du für ein großes, ungeschicktes Mädchen geworden bist!“ entfuhr es denn auch sogleich dem

Jüngling, der nie seine wahre Meinung hatte zurückhalten können, vielleicht wider seinen Willen. „Du scheinst ja gar nicht zu wissen, was Du mit Deinen langen, dünnen Armen anfangen sollst?“

Solche gar zu rauhe Offenheit schien sie etwas zu verdrießen. Und sie gab die Unhöflichkeit mit reichlichen Zinsen zurück.

„Und Du — was Du für eine tiefe, garstige Stimme bekommen hast!“ erwiderte sie schlagfertig. „Und mit welchem Selbstbewußtsein Du über Deine Oberlippe fährst, um Deine Barthaare zu zählen. Weißt Du, daß mir das gar nicht gefällt?“

Dann sahen sie sich wieder ins Gesicht, lachten beide laut auf und reichten sich fröhlich die Hände.

„Wir sind einander fremd geworden — wir müssen uns erst wieder kennen lernen!“ brachte Guido etwas verlegen vor.

Arme Kinder! Das Schicksal in Gestalt meiner Gabriele gönnte ihnen nicht die Zeit, sich wieder kennen zu lernen.

8.

Als meine Schwester am nächsten Morgen aus ihrem Erschöpfungsschlummer erwachte, verfiel sie angesichts der ihr so wohlbekannten Umgebung in eine Aufregung, die nahezu an Tobsucht grenzte. Wir mußten die Kranke mit Gewalt auf ihrem Bette festhalten, um zu verhindern, daß sie sich aus dem Fenster stürzte, wie sie es zweimal nacheinander versucht hatte. Ich bat Guido, unseren Hausarzt zu holen und unser kleines Küchenmädchen schickte ich um eine Wärterin. Hanna und die Köchin halfen mir inzwischen, Gabriele zu überwachen. Unser guter Doktor kam, sah und schüttelte sehr bedenklich den Kopf.

„Ich fürchte, von einer Besserung wird da noch gar lange keine Rede sein,“ wendete er sich an mich. „Sie haben bis jetzt mehr als Schwesterpflicht geübt an dieser Unglücklichen, Sie haben ihr sechs Jahre hindurch Frieden und häusliches Behagen geopfert, wie Sie sehen ohne jeden Erfolg. Ich rate Ihnen nun aus treuem Freundesherzen, die Kranke einer Privatirrenanstalt zu übergeben. Ich kann Ihnen einige ganz vorzügliche hier in Wien empfehlen!“

Der Gedanke war mir entsetzlich; er erschien mir als Verrat gegen die unglückliche Schwester, die sich nicht verteidigen konnte gegen das über sie verhängte Schicksal, die sich geduldig dahinführen ließ, wohin man sie eben wollte. Nein, lieber als andere, lieber noch ebenso viele Jahre der Pein und Ruhelosigkeit, als meine arme Gabriele der Möglichkeit kalter Douchen und der Zwangsjacken aussetzen, wenn sie, von einer Schar tobender Wahnwitziger umgeben, verzweifelt an ihrem Gefängnisgitter zu rütteln begann.

„Nein, das kann ich nicht!“ erklärte ich dem Doktor mit Heftigkeit. „Das Bild der Unseligen mit ihrer engen Marterzelle würde mich Tag und Nacht verfolgen. Sie hat ja so viele lichte Augenblicke; was müßte sie leiden während derselben, wenn sie zur Erkenntnis käme, wo sie sich befindet und daß es ihre eigene Schwester war, die sie herzlos fremden, bezahlten Peinigern überantwortet hatte —“

Hier unterbrach mich der Doktor. „O, Sie übertreiben, mein Fräulein! Ihrer Schwester würde die humanste, liebevollste Behandlung zu teil werden — es ist ja kein öffentliches, für die ärmeren Klassen berechnetes Irrenhaus, das ich Ihnen vorgeschlagen, sondern eine Privatheilanstalt, die ihren Klienten alle nur möglichen Rücksichten und Bequemlichkeiten zusichert.“

„Liebe von bezahlten Wärtern?“ fragte ich ihn mit Bedeutung. „Können die ein Herz für die ihnen anvertrauten Kranken haben? Sehen sie in diesen mehr als Störer ihrer Nachtruhe und sonstigem Behagen? Nein, Doktor, meine Schwester bleibt bei mir, so lange ihr Zustand nicht für andere gefährlich wird und mich dadurch zwingt, sie einer strengeren Aufsicht, als die meine sein kann, zu übergeben.“

Der Doktor drückte mir warm die Hand.

„Mit Gefühlen und mit Pflichttreue läßt sich nicht rechten!“ erwiderte er. „So kann ich Ihnen denn keinen anderen Rat geben, als wieder den Wanderstab zu ergreifen. Die Wienerluft ist den Nerven der Leidenden nicht zuträglich — traurige Erinnerungen müssen sie hier mehr wie an jedem anderen Orte überfallen. Fort also mit ihr, wenn Sie schon nicht meinem wohlgemeinten Rate folgen und sich durchaus aufopfern wollen!“

Er irrte sich, der gute Doktor; das „Sichaufopfern“ war durchaus nicht mein Geschmack. Aber ich wußte eben, daß ich noch mehr leiden würde, sobald ich, meiner besseren Einsicht entgegen, Gabriele dem traurigsten Schicksal, den Mauern des Irrenhauses überließ, mochte dasselbe auch immerhin einen wohlklingenderen Namen führen. Mein Gewissen ist von einer ungewöhnlichen Empfindlichkeit und hat mir seine stechenden Vorwürfe noch niemals erspart, wenn ich ihm zuwiderhandelte.

Es galt also wieder zu reisen. Dieses Mal hatte ich noch ein anderes weit größeres Opfer zu bringen; ich mußte die Kraft haben, mich von Erika zu trennen. Das außerordentlich begabte Mädchen war meinem Unterrichte entwachsen; zu ihrer vollständigen Ausbildung bedurfte sie eines ständigen Aufenthaltsortes und tüchtiger, erfahrener Lehrer. Und das konnte ich ihr nicht bieten bei der Art des Lebens, das mir wieder, weiß Gott für wie lange, bevorstand. Ich entschloß mich also nach schwerem Kampfe mit mir selber, Klein-Erika in einem Mädcheninstitute zu Hannover unterzubringen, von dem ich sehr rühmlich hatte sprechen hören. Die einzige Konzession, die ich meinem schwachen, zärtlichen Herzen machen konnte, war, daß ich meine Pflegetochter selber an ihren Bestimmungsort brachte. Und der gute Doktor förderte auch diesen Plan, indem er mir versprach, Gabriele während meiner Abwesenheit in sein eigenes Haus aufzunehmen und dort durch eine handfeste Wärterin überwachen zu lassen. Ich konnte mich also während der letzten Tage meines Zusammenseins mit Erika unbesorgt und völlig dem lieben Kinde widmen.

Vor allem unterrichtete ich sie von der Veränderung, die nun eintreten sollte in ihrem jungen Leben. Aber so leicht, als ich geglaubt, gab sie sich meinen Vernunftgründen nicht gefangen. Sie wagte es im Gegenteile, mir zum erstenmale sanft aber energisch zu widersprechen.

„Du bedarfst meiner, Tante Lina!“ sagte sie, ihre Arme um meinen Hals schlingend. „Wer soll unsere arme Kranke von Dir abhalten, wenn Du allein sein und schreiben willst? Wer soll Dir helfen, sie zu beruhigen und mit Liedern einzuschläfern? Und endlich, wer wird Deine hübschen Erzählungen kopieren, worauf ich so stolz gewesen bin in den letzten Tagen?“

Es ward mir schwer, ihr in festem Tone zu antworten: „Das kommt alles nicht in Betracht, sobald es Dein Wohl und die Vollendung Deiner Erziehung gilt, mein liebes Kind. Ich werde Hanna mit uns nehmen. Und das Kopieren muß eben ein Schreiber besorgen, so sehr mir's auch leid thut, Deine hübsche, klare Schrift zu entbehren.“

Erika senkte betrübt das goldbraune Köpfchen.

„Ja — wenn Hanna mich bei Dir ersetzt — dann freilich,“ stammelte sie eifersüchtig und verhaltenes Schluchzen bebte in ihrer Stimme.

Ich nahm ihr Gesicht zwischen meine beiden Hände und küßte sie innig auf Stirn und Mund.

„Niemand kann Dich mir ersetzen, mein Liebling. Ich habe jedoch Pflichten gegen Dich, die mir gebieten, mich auf einige Zeit von Dir zu trennen. Du wirst das später einsehen lernen. Jetzt mache mir das traurige „Muß“ nicht noch schwerer. Wenn Du mich lieb hast, kannst Du mir's beweisen, indem Du mir gehorchst und mir die schwere Aufgabe nicht noch mehr durch Deine Thränen und Deinen Widerstand verbitterst.“

Sie machte sich sanft aus meinen Armen los und sah mir ernsthaft in die Augen.

„Ich habe Dich lieb und will Dir's beweisen. Wohin Du mich auch führst, ich werde nicht murren und weinen!“

Am folgenden Tage traten wir die Reise nach Hannover an. Guido gab uns das Geleite bis zum Waggon, den er möglichst günstig für uns ausgesucht hatte. Beim Abschied zog er eine Düte mit Zuckerwerk hervor und überreichte dieselbe mit einer ziemlich linkischen Bewegung der ernstblickenden Erika.

„Da, meine Kleine, hast Du was zu naschen unterwegs, damit Dir die Zeit nicht gar zu lang wird. Gott gebe, daß wir uns fröhlicher wiedersehen, als wir jetzt voneinander scheiden.“

„Nun, ganz so klein, wie Du mich machen willst, bin ich doch nicht mehr,“ gab sie leicht pikiert zurück. „Ich danke Dir für Dein Geschenk — aber ein hübsches Buch wäre mir lieber gewesen zum Zeitvertreib!“

„Kinder, streitet euch doch nicht noch im letzten Augenblick!“ warnte ich mit dem Finger drohend. „Das ist doch früher nicht so gewesen, ihr habt euch immer so gut vertragen.“

Erika warf schmollend die Lippen auf.

„Er behandelt mich noch immer als ganz kleinen Knirps. Und er ist ja doch auch gewachsen — es würde auch ihm nicht gefallen, wenn jemand ihn noch für einen dummen Schulbuben halten wollte!“

Trotz meiner üblen Stimmung mußte ich lachen. Erika hatte ihren Trumpf zu drollig vorgebracht. Auch Guido verzog ein wenig die Lippen und sah Erika mit einem Blicke an, der wohl sagen mochte: „O Du einfältiges, kleines Ding. Wie kannst Du Dich mit mir großem Menschen vergleichen?“

Der Schaffner gab das Zeichen zur Abfahrt. Guido reichte uns noch eilig seine beiden Hände durchs offene Fenster herein. „Lebt wohl — reist glücklich. Werde ein großes, wohlerzogenes Fräulein, Klein-Erika!“

Dann sprang er vom Tritte hinab, winkte aber noch, so lange er unseren Zug in Sicht behielt, eifrig mit dem Taschentuche. Erika erwiderte die Grüße ebenso angelegentlich. Dann lehnte sie sich plötzlich in die Wagenecke zurück und weinte ganz still vor sich hin. Ich that, als sähe ich's nicht. Wußte ich doch, daß ihr diese Thränen jetzt eine Erleichterung des Trennungsschmerzes waren.

Unsere Reise verlief ruhig und gleichmäßig. Wir langten gegen Mittag in der Hauptstadt Hannover an. Und wir hatten im Gasthof

kaum die Kleider gewechselt und einen Imbiß zu uns genommen, als ich meine Erika auch schon nach dem für sie erwählten Institute führte. Ich wollte das Abschiedsweh möglichst bald abgethan haben. Auch gebot mir das Zartgefühl, unserem guten Hausarzt nicht länger, als unbedingt nötig, die Last aufzubürden, die der Umgang mit einer Geisteskranken und deren Ueberwachung ganz unzweifelhaft für ihn und seine Familie sein mußte.

Wir wurden, als wir nach dem Mädchenpensionate fragten, in ein geräumiges, an allen vier Fronten von schattigen Gärten umgebenes Haus gewiesen. Eine freundliche Thorhüterin fragte nach unserem Begehren und führte uns dann in einen ebenerdigen Wartesaal, dessen einziger mir erinnerlicher Schmuck zahllose Photographien sehr jugendlicher Mädchen waren, worunter viel süße Kindergesichtchen und angehende vielversprechende Schönheiten. Wahrscheinlich waren das die Bilder der Zöglinge dieser weitbekannten Erziehungsanstalt.

Wir fanden aber nicht die Zeit, alle die anmutigen Kindergestalten einzeln zu betrachten, denn schon nach wenigen Minuten trat eine würdig aussehende ältere Dame in bauschigem, schwarzem Seidenkleide herein, die Vorsteherin des Institutes, als welche sie sich zu erkennen gab. Ich setzte ihr meine Wünsche auseinander, sie nannte mir ihre Bedingungen und wir wurden bald völlig einig. Die Vorsteherin umarmte und küßte Erika und reihte sie hierdurch in die vielköpfige Schar ihrer jungen Pfleglinge ein.

Hierauf führte sie uns durch Schlaf- und Lehrsäle, nach dem Badezimmer und der Küche. Und zuletzt erklärte sie, uns auch den Garten zeigen und ihre „Kinder" vorstellen zu wollen.

Mich überfiel unwillkürlich eine Erinnerung — an meinen ersten Besuch in jener Anstalt, aus der ich mir meine Adoptivtochter herausgeholt hatte. Während wir in Begleitung der Vorsteherin dem Garten zuschritten, suchte ich in Erikas Zügen zu lesen. Ob auch sie sich erinnerte? Ja, ich glaubte mich nicht zu täuschen — eine Wolke tiefer Nachdenklichkeit schwebte auf ihrer Stirn; sie schien sich gewaltsam einer unklaren Vorstellung wieder bemächtigen zu wollen. Ihre Wangen waren blaß, ihre Augen trübe geworden — da, bei einer Biegung des Weges hatten wir plötzlich die ganze Schar der Institutszöglinge vor uns, die wie aufgescheuchte Tauben lebhaft und lärmend durcheinander schwirrten. Sie trugen alle hellblaue Kleider mit schwarzen Bändern besetzt und große Strohhüte, von denen hübsche künstliche Kornblumen herabnickten.

Erika war nach einem ersten Erschrecken und leisen Aufschrei stumm und regungslos stehen geblieben.

Die Vorsteherin blickte nicht auf sie, sondern auf ihre munter spielenden kleinen und großen Zöglinge.

„Sehen Sie, wie gut es meine Kinderchen haben!" plauderte sie arglos. „Täglich drei volle Erholungsstunden. Und dabei wird der Unterricht auf keine Weise verkürzt oder verkümmert. Man muß nur die Zeit gehörig einzuteilen wissen. Kommen Sie doch, meine Kleine, damit ich Sie Ihren künftigen Gespielinnen vorstelle!"

Erika hatte sich inzwischen notdürftig erholt und gesammelt. Sie warf mir einen großen, schmerzlich fragenden Blick zu und folgte dann ergeben, mit gesenktem Haupte ihrer Führerin. Sie war bald umringt von den Mädchen, die sie auf das Geheiß der Vorsteherin artig begrüßten. Mir that das Herz um sie wehe. Sie sah so bleich aus, so kummervoll. Was für Gedanken mochten es sein, die hinter jener jungen Stirne kreisten? Ich konnte sie nur unklar ahnen, nicht wirklich erraten. Das Gespenst der Vergangenheit war wohl plötzlich wieder aufgetaucht vor Erikas Seele.

Sobald es ohne aufzufallen anging, nahm ich das arme Kind beiseite, um sie mir gehörig auszufragen. „Was hast Du nur, mein Liebling? Warum bist Du mit einem Mal so verändert und traurig?"

Es schüttelte sie wie Fieberfrost. Sie umklammerte jähe meinen Hals und murmelte verstört und zitternd: „Tante Lina, habe ich etwas Unrechtes gethan?"

Ich konnte mich nicht fassen über diesen unerwarteten Gefühlsausbruch.

„Nein, mein Kind — weshalb?" stotterte ich, ihr die glänzenden Haare streichelnd.

Sie stieß mit einem krampfhaften Verziehen der Lippen kaum vernehmlich hervor: „Weil Du mich wieder in ein Haus giebst, wo die Kinder Uniformen tragen, wie die Soldaten. Und sie werden gewiß auch nicht bei ihrem Namen, sondern bei einer Nummer gerufen!"

Nun war der Augenblick da, jener ersten bitteren Kindheitserinnerung die Spitze abzubrechen, wenn es mir nicht etwa gelang, sie völlig auszulöschen in Erikas Seele.

„Was für Einbildungen, mein Liebling. Du bist hier in einer Schule, wo Du viele schöne und nützliche Dinge lernen wirst. Niemand wird Dich bei einer Nummer rufen. Was hat Dich auf so sonderbare Gedanken gebracht?"

„Und ich habe doch eine Nummer getragen, hier auf meinem Arme!" beharrte sie finster. „Und eine Uniform habe ich auch angehabt, wie jene Mädchen dort!"

„Du warst damals eben in einer Schule, wo man den seltsamen Gebrauch mit der Nummer eingeführt hatte, um nicht immer die vielen Marien, Gretchen und Lieschen miteinander zu verwechseln," suchte ich sie zu überzeugen.

„In einer Schule?" wiederholte sie ungläubig. „Warum hast Du mir dann verboten, davon zu sprechen?"

Es war zum Verzweifeln, wie sie mich in die Enge trieb.

„Weil es eine Schule für ganz arme Kinder war!" fand ich die letzte Ausflucht. „Und ich wollte nicht, daß Du davon redest, weil meine Schwester die Armut verachtete."

Sie ließ sich jedoch nicht irre machen.

„Es war aber auch eine Schule für böse Kinder? Bitte, sage mir die Wahrheit, Tante!"

Ich mußte nun zugeben: „Nun ja — auch das! Du warst aber Gott sei Dank nur ein armes, kein böses Kind!"

Sie deutete auf die Zöglinge, die eben paarweise dem Hause zuschritten, zum Beginne der Nachmittagslehrstunden.

„Und das hier, wo ich bleiben soll, was ist das für eine Schule?" fragte sie, mich fest ins Auge fassend.

Ich zog sie an meine Brust und küßte ihre Stirn. So erteilte ich ihr die Antwort: „Eine Schule für geliebte, gute und glückliche Kinder. Es wird Dir wohl ergehen, meine Erika, sei überzeugt davon. Du wirst hier zu einem gut erzogenen und gebildeten Mädchen heranwachsen. Und so Gott will, hole ich Dich eines Tages von hier ab, und wir bleiben beisammen, so lange Dir's selber bei mir gefällt. Bist Du's so zufrieden?"

„Ja — ich danke Dir!" erwiderte sie mit inniger Empfindung. „Ich will geduldig sein und warten. Froh zu sein, das vermag ich ja nur bei Dir, Du gute, gute Tante!"

So trennten wir uns. Ich trat noch am selben Abend meine Rückreise nach Wien an. Ich fand meine Schwester unverändert unruhig und aufgeregt. — Der Doktor vermochte ihr nur durch Opiumpräparate einigen Schlummer zu verschaffen. Es hieß also, so bald als möglich den Wanderstab ergreifen. Und ich that es, dieses Mal weit trauriger und bekümmerter, wie damals, als ich noch die Hoffnung auf eine Heilung Gabrielens hatte mit mir nehmen dürfen, als auch Erikas liebe Gegenwart mir das Scheiden von der Heimat weniger peinvoll gemacht.

„Glückliche Reise!" wünschten mir Guido, der freundliche Doktor und Hanna. Wären diese Worte von den Lippen weniger treuer und anhänglicher Menschen gekommen, wie ein grausamer Hohn hätten sie mir nachklingen müssen auf der ziel- und zwecklosen Fahrt, bei dem trostlosen Wandern ohne Rast und Ruhe.

Glückliche Reise! Ich versuchte mir's vorzustellen, daß der fromme Wunsch sich doch noch einmal erfüllen könnte.

9.

Und wieder waren drei Jahre vergangen. Ich hatte während derselben mit Gabriele eine lange Meerfahrt an den Küsten Griechenlands und Spaniens gemacht, um ihre etwas geschwächte physische Gesundheit wiederherzustellen. Dabei hatte ich viel Interessantes gesehen und gleich einer fleißigen Biene Stoff gesammelt für künftige Zeiten, aber so gut wie nichts wirklich gearbeitet, da Gabriele unausgesetzt meine volle Aufmerksamkeit beanspruchte. War ja doch Klein-Erika nicht mehr an meiner Seite, die mir zahlreiche Mußestunden verschaffte, indem sie meine Schwester auf alle möglichen Arten zu zerstreuen und zu beschäftigen suchte. Meine treue, leider jedoch ein wenig beschränkte Hanna wollte sich gar nicht zu solchen Bemühungen um die Geisteskranke entschließen — im Gegenteil, wenn sie die Gegenwart derselben vermeiden konnte, that sie's nur allzugern. Ich hätte mir statt Hanna eine Wärterin zu unserer Begleitung gesucht, meine Schwester geriet aber in die heftigste Aufregung, als ich einen Versuch hierzu machte und sie plötzlich ein fremdes Gesicht sah. Stürmisch verlangte sie nach Hanna und — ich fühlte, daß ich alles beim Alten belassen mußte, wollte ich nicht zu dem Gewaltmittel meine Zuflucht nehmen, das mein guter Doktor mir vorgeschlagen hatte.

Dieses Gewaltmittel! Ich kam nun oft und öfter mit meinen Gedanken darauf zurück, denn die Art meines Lebens während der neun letzten Jahre war mir nachgerade unerträglich geworden. Immer floh ich indessen wieder vor dem Bilde zurück, das sich für mich unzertrennlich mit der Vorstellung eines Irrenhauses verknüpfte — weil ich's so einmal in meiner Jugend gesehen hatte: Meine Schwester durch die Schrecken des Ortes in Tobsucht verfallen, an ihr Bett gefesselt, ihr unartiges Schreien mit den klagenden Stimmen anderer Irrsinniger vermischend. Nein, das sollte, das durfte nicht sein — lieber weiter ziehen und weiter, wie's die Sage vom ewigen Juden beschreibt, ohne Rast und Ruhe, vom Unglück gehetzt.

Da kam endlich doch der Tag der Erlösung für mich, ohne daß ich mein Gewissen durch eine unschwesterliche Grausamkeit zu beflecken brauchte. Es war in Südtirol, in dem schöngelegenen Städtchen Brunneck, wo ich mit Gabriele einige Tage ausruhen und

dann die Reise an den Gardasee, den ich noch nicht gesehen, fortsetzen wollte. Wir bewohnten im Gasthof zum schwarzen Adler zwei freundliche Zimmer mit freier Aussicht auf die Berge. Gabriele hatte nach Weintrauben verlangt und Hanna war fortgegangen, welche zu holen. Nun aber schien sie ihr Gelüste schon wieder vergessen zu haben. Den Kopf müde auf ihre Rechte gestützt, saß sie am Fenster und starrte stumm vor sich nieder, was sonst gar nicht ihre Gewohnheit war, denn wie oft hatte sie mich schon der Verzweiflung nahe gebracht durch ihr zweckloses Plaudern und Fragen.

Ich suchte nach einem Buche in meinem Koffer — Gabriele wendete sich aber jäh zu mir herum und ihr Blick folgte forschend meinen Bewegungen.

„Packst Du schon wieder — muß ich denn schon wieder reisen?“ erkundigte sie sich zu meiner lebhaftesten Ueberraschung.

Ich warf hastig den Kofferdeckel zu und zog mir einen Stuhl neben sie hin. Es schien mir, daß ihr Auge einen klugen, klar bewußten Ausdruck angenommen habe.

„Du hast nie reisen müssen, Du hast es nur immer wollen,“ erklärte ich, ihre Hand ergreifend. „Seit neun Jahren bin ich gezwungen, Dir zu folgen, wohin Du es begehrst, wenn — nun, wenn ich Dich nicht verlassen will!“

Gabriele strich sich mit der Hand mehrmals über die Stirne, als hätte sie von dort etwas fortzuwischen.

„Und warum — warum habe ich immer reisen wollen, daß ich nun so todmüde bin?“ sagte sie ganz leise, mehr wohl zu sich selber als zu mir.

Ich wußte nicht recht, wie antworten. War es nicht zu gefährlich, den wunden Punkt zu berühren, besonders da ich mich mit der Geisteskranken allein befand? Anderseits — war nicht vielleicht gerade jetzt der rechte Augenblick gekommen, um den Wahn zu zerstören, der Gabriele zu ihrem und meinem Unheil umstrickt hielt? Und sollte ich diesen Augenblick aus feiger Angst vor einer Scene unbenützt vorübergehen lassen? Nein, ohne frisches Wagen wird selten ein begehrenswerter Erfolg errungen.

Ich schlang also mutig meinen Arm um sie, damit ich sie allenfalls vor irgend einer Gewaltthat zurückhalten konnte und erwiderte so mit möglichst fester und ruhiger Stimme: „Du hast uns allen nicht glauben wollen, daß Deine arme Elly gestorben ist. Du hast Dich in die sonderbare Idee verrannt, man habe sie Dir geraubt, obwohl Du nicht zu sagen wußtest, wen Du dieses Raubes beschuldigtest. Und da bist Du nicht mehr zu halten gewesen. Deine Tochter wolltest Du suchen und Dir das Leben nehmen, wenn man Dich nicht gewähren ließe. Was konnte ich da anderes thun, als mit Dir gehen, damit Du nicht so ganz allein in der Welt herumirrst? Du sagst, Du seiest müde des ewigen Wanderns, ich aber bin's tausendmal mehr, denn bei Dir war's der freie Wille, während ich nur dem Zwange meines Pflichtgefühles gegen Dich gefolgt bin. Lasse es deshalb genug sein, kehre mit mir nach der Heimat zurück, überzeuge Dein Herz, daß Du Deine Elly erst im Jenseits wiederfinden wirst. Ergieb Dich dem Ratschlusse des allgütigen Gottes, der vielleicht Deinem Kinde viel bittere Lebensnot ersparte, als er es hinweg von dieser Erde nahm. — Müssen nicht tausend Mütter, mit Dir im gleichen Schmerz vereint, zum Himmel blickend beten: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Sein Wille geschehe!“ Was hilft auch die Ungeduld, das trotzige Murren? Kannst Du streiten mit dem Schicksal? Giebt es Dir Antwort, wenn Du schreist, daß es Dir Unrecht gethan? Läßt es sich bewegen durch Bitten und Thränen? Oder überzeugen durch Vernunftgründe? — Blind und unaufhaltsam geht es seinen Weg, weil die Hand eines Höheren es führt, einem Ziele zu, das wir unvollkommene Erdenkinder nicht zu erkennen vermögen. Und dieser Höhere hat auch das Los Deines Kindes geworfen — bleibt Dir anderes als fromme, unbedingte Ergebung, wenn Du nicht unchristlich verzweifeln willst!“



Nächtlicher Ueberfall. Gezeichnet von F. Specht. (Mit Text.)

Immer tiefer sank Gabrielens Haupt, ihre Lippen zitterten, alle Phasen eines schweren inneren Kampfes spiegelten sich wieder auf ihrem bleichen Antlitz.

Endlich — endlich aber sprach sie's, das erlösende Wort, von Schluchzen beinahe erstickt: „Ja — ich sehe ein — ich muß mich ergeben. Mein Kind ist tot! Nicht wiedersehen werd' ich's auf Erden. Komm', laß uns heimeilen an Ellys Grab. Ist der kleine Hügel nicht das einzige, was mir geblieben ist von ihr? Und meine Hand hat ihn noch nicht mit Blumen geschmückt. Ich habe noch keinen Kranz geflochten für meine geliebte Tochter!“

„Gott sei Dank — sie hat sich selber wiedergefunden,“ war das einzige, was meine Lippen zu stammeln vermochten. Auch

meine Thränen flossen, aber aus Freude, aus Dankbarkeit gegen das Schicksal. Ich hielt nun Gabriele für geistig völlig wieder genesen.

Leider zeigten schon die nächsten Stunden, daß wir noch lange nicht so weit waren. Meine Schwester hatte wohl die eine, krampfhaft festgehaltene fixe Idee aufgegeben; sie sprach von Elly als einer Verstorbenen. Aber eine gewisse Verwirrung und Unordnung der Gedanken war dennoch zurückgeblieben nach der vieljährigen geistigen Umnachtung. So schien es ihr nicht ganz zweifellos, daß sie noch einen Sohn besaß. Ich mußte ihr das beinahe beschwören, ihr von ihm erzählen, ihn beschreiben. Dann sagte sie endlich mit einem Seufzer: „Es muß wohl wahr sein, da Du es behauptest, denn Du hättest ja kein Interesse, mich zu belügen. Ich will den jungen Menschen sehen. Gleicht er mir oder seinem Vater? Und seit drei Monaten ist er Doktor der Rechte, schreibt er? Warum ist er aber so lange von seiner Mutter fortgeblieben, daß ich mich seiner gar nicht mehr erinnern kann?"

„Ach, Gabriele, wir waren's ja, die nach Deinem Willen immer draußen in der Fremde herumgezogen sind," überzeugte ich ihren



Wunder. Originalzeichnung von Georg Buchner. (Mit Gedicht.)

Wahn. „Der arme Junge aber mußte in Wien bleiben, seiner Studien wegen."

„So — so!" murmelte sie vor sich hin.

Sie dachte eine Weile mit gesenktem Kopfe nach. Plötzlich legte sich ein böser Zug um ihre Lippen, ein Zug, den ich kannte von früher her.

„Du hattest ein fremdes Kind bei Dir — wie ist's damit geworden? Hast Du sie wieder heimgeschickt, weil ich sie nicht sehe? Das Vernünftigste, was Du thun konntest. Glaube mir, es taugt nicht, sich mit anderer Leute Kindern zu befassen. Man hat nur Verdruß und Undank davon. Du wirst das gewiß auch erfahren haben!"

Ich fühlte mich im Innersten verletzt und entmutigt; nur mit Mühe konnte ich mich einer herben Erwiderung enthalten. Der unbegründete Haß, die neidische Mißgunst gegen meine arme Erika hatten also selbst Gabrielens geistige Umnachtung überlebt. Sie wußte sich kaum darauf zu besinnen, daß sie einen Sohn besaß und hatte doch nicht vergessen, daß einst ein armes, kleines Mädchen ihrem Egoismus, unbewußt und unschuldig, in den Weg getreten war.

„Nein, ich habe keinen Undank von meiner geliebten Erika erfahren," entgegnete ich langsam und jedes Wort betonend. „Sie ist das beste und anhänglichste Kind, das man sich vorstellen kann. Ich mußte mich von ihr trennen und sie in eine Erziehungsanstalt geben, weil ich ihr bei unserem ewigen Wanderleben nicht jenen Unterricht angedeihen lassen konnte, den ich für sie wünschte. Sie ist uns übrigens durch volle vier Jahre gefolgt und hat Dir trotz ihres kindlichen Alters unzählige Aufmerksamkeiten und Freundlichkeiten erwiesen."

Meine Schwester wandte sich achselzuckend von mir ab: „Davon weiß ich nichts und habe es auch nicht verlangt!" erwiderte sie hart. „Ich mag es nun einmal nicht, das kleine, unnütze Ding. Solche fremde Eindringlinge thun niemals gut in einer Familie!"

Es war ganz zwecklos, mit meiner Schwester zu rechten und zu streiten. Sie hatte nicht auf Vernunftgründe hören wollen, als ihr Geist noch gesund und ungetrübt gewesen. Wie sollte ich jetzt ein ruhiges, unparteiisches Urteil von ihr verlangen, da ihr Gemüt sich kaum von seiner schweren Verdüsterung zu erholen anfing? Ich sprach also von anderen Dingen. Und vor allem packte ich mit Hanna die Koffer fertig, denn jede Stunde, die ich ohne dringende Notwendigkeit in der Fremde verbrachte, erschien mir wie eine Sünde gegen meine geliebte, langentbehrte Heimat. Und daß ich nun Erika wieder zu mir nehmen, ihre liebe Nähe genießen konnte, spornte mich nicht als Letztes zu freudiger Eile.

Gabriele aber wußte meiner Sehnsucht und ungeduldigen Hast von neuem, wenn nicht hindernd, so doch verzögernd in den Weg zu treten. Wir waren mit der Brennerbahn herüber nach Südtirol gekommen. Meine Schwester hatte den himmelhohen Bergen und von schäumenden Wasserfällen durchtosten Abgründen, an denen unser Zug vorüberbrauste, in ihrer dumpfen Geistesverwirrung nicht die mindeste Beachtung geschenkt. Anders gestaltete sich die Sachlage nun bei der Rückfahrt, da sie bewußter um sich herumblickte. Sie geriet schon auf den ersten Stationen der Brennerbahn in ein solches Entsetzen, daß ich das Schlimmste, einen Rückfall in ihre geistige Krankheit, für sie fürchtete. Und ihre Schrecken steigerten sich, je höher aufwärts wir kamen, je näher die Gigantenhäupter der Schneeberge vor uns aufstiegen. Sie begann zu klagen und zu weinen wie ein Kind; so oft der Zug auf irgend einer Station anhielt, wollte sie aus dem Waggon springen.

Unsere Mitreisenden begannen sie mit Scheu und Neugier zu betrachten, Hanna und ich, wir kamen keinen Augenblick mehr zur Ruhe. Und als es vollends abwärts durch die zahllosen Tunnele ging, als uns oft für Viertelstunden lang tiefe, undurchdringliche Finsternis aufnahm, lautes Rauschen rinnender Wasser und das Keuchen, Pusten und Pfeifen der Lokomotive unsere Ohren betäubte, da geriet meine Schwester in einen Zustand, der sie einer Wahnsinnigen völlig ähnlich machte. Sie schrie, das jüngste Gericht sei gekommen und wir alle führen hinab in die Hölle. Sie habe aber nichts Böses gethan, sie wolle in den Himmel gehen, zu Elly.

Hanna zitterte an allen Gliedern und konnte mir kaum helfen, die furchtbar erregte Kranke festzuhalten auf ihrem Sitze. Ich glaubte es kaum erwarten zu können, bis wir die nächste Station erreichten und den Zug verlassen konnten.

Fürs erste mußte ich nun meine Schwester einen Tag ausruhen lassen. Ich bezog mit ihr zu diesem Zwecke ein wenig einladendes Zimmer in einem elenden Gasthofe, dem einzigen des Ortes. Die Fortsetzung der Reise bis Innsbruck sollte dann in einer Postkutsche geschehen. Ich durfte die Kranke nicht einer Wiederholung ihrer zwar grundlosen aber doch heftig empfundenen Schrecken aussetzen.

Sie wurde rasch wieder ruhig in der tiefen ländlichen Stille. Sie hatte Stunden, in denen sie mit voller Klarheit, mit ungetrübtem Verständnis von gegenwärtigen und vergangenen Dingen sprach. Nur eine große Schwäche des Gedächtnisses und ein gewisser, ich möchte sagen halb blödsinniger Ausdruck ihres Gesichtes erinnerten noch lebhaft an ihre geistige Krankheit.

(Fortsetzung folgt.)

Standesrücksichten.

Novelle von E. Hainberg. (Nachdruck verboten.)

Die Majorin von Selden saß mit ihrer Tochter Hertha auf der Veranda, welche die Ostseite des kleinen Häuschens begrenzte, in welchem sie für einen billigen Mietzins ihre Wohnung hatte. Es war noch früh am Tage, das erste, einfache Frühstück war soeben beendet. Die junge Dame hatte alsbald nach ihrer Handarbeit gegriffen, die in einer kunstvollen Stickerei aus dunkelrotem Plüsch bestand. Sie arbeitete daran fast ununterbrochen den ganzen Vormittag, während die Majorin nach einer Stunde ruhigen Genusses der frischen Morgenschöne sich zur Besorgung häuslicher Arbeiten und zur Bereitung des einfachen Mittagsmahles, ins Innere des Hauses zurückzuziehen pflegte. Jetzt saß sie noch plaudernd und eine Näharbeit in den nie ruhenden Händen neben der Tochter.

Mutter und Tochter glichen sich, wie nur je die Natur in einem Abstand von einigen zwanzig Jahren zwei gleiche Menschen zu schaffen vermag. Dasselbe dunkelblonde Wellenhaar, welches sich um die schöne Stirn der Mutter legte, ringelte sich auch in leichtem Gekräus um der Tochter blühendes Gesichtchen. Derselbe tiefe, seelenvolle Blick; bei der Mutter der Ausdruck von Seelenklarheit und Seelentiefe, bei der Tochter ahnungsvolles Fragen, Forschen. Dieselben schön geschwungenen Brauen, die gleiche gerade, griechische Nase und die anmutig gewölbten Lippen. Hier Sonnenhöhe mit leisem Abenddämmern, dort Frühlingsblühen und Frühlingsrauschen.

„Du solltest Dir doch, ein wenig mehr Ruhe gönnen, liebe Hertha," sagte Frau von Selden jetzt, die unablässig über die Arbeit gebeugte Gestalt der Tochter mit besorgtem Blicke streifend. „Das viele Sitzen taugt nicht für einen jugendlichen Körper; gehe eine Stunde ins Freie, die Bewegung in der frischen Morgenluft wird Dir gut thun."

„Du weißt doch, liebste Mama," erwiderte die Tochter, ohne die Augen von der Arbeit zu heben, „daß gerade diese ungestörten Morgenstunden meine Arbeit am schnellsten fördern."

„Dann nimm Dir Zeit; ein oder zwei Tage spätere Ablieferung wird nichts schaden."

„Aber der Verdienst wird geschmälert," warf die Tochter leise ein, „und in acht Tagen ist Quartalstag und die Wohnungsmiete zu zahlen."

Die Majorin seufzte. „Das leidige Geld! Daß man bei aller Einschränkung doch immer nicht auskommen kann!"

„Aber Mama, so laß mich doch arbeiten, ich habe ja gesunde Kräfte und die Arbeit ist mir Freude. — Sieh," sagte sie, indem sie die beinahe vollendete Arbeit auseinanderbreitete, „wird es nicht schön und sollte es mir nicht Freude machen, dergleichen herzustellen, und nebenbei ein bischen Geld zu verdienen?"

„Ja, Du bist ein gutes, tapferes Mädchen! Wäre nur der Verdienst wenigstens der Arbeit angemessen. Aber die Frauenarbeit wird ja leider so schlecht bezahlt, und Du quälst Dich und bringst Deine Jugendzeit, die doch eigentlich froh und heiter sein sollte, damit hin."

„Aber bin ich denn nicht froh und heiter, beste Mama, was fehlt mir denn?"

Der Mutter Augen ruhten mit wehmütiger Freude auf der jugendlichen Tochter. „Gott erhalte Dir Deinen frohen Mut, mein Kind, aber es wird nicht immer so bleiben, glaube mir —"

„Nein, Mama, es wird immer schöner werden!" fiel die Tochter fast jubelnd ein und aus ihren Augen brach ein heller, lichter Strahl und rote Glut übergoß dabei ihre lieblichen Züge.

Auf dem Kiesweg draußen im Garten hörte man Schritte und das Gerassel eines Säbels.

„Otto?" sagte Hertha erstaunt, und „Otto!" wiederholte mit leichtem Erschrecken die Majorin.

Gleich darauf betrat ein junger Offizier die Veranda. Er begrüßte die Majorin mit einem Handkuß und „Guten Morgen, liebe Mutter!" während er der Schwester Stirn mit seinen bärtigen Lippen berührte.

„Ja, mein Junge, wo kommst Du denn her?" fragte die Majorin, indem sie eine Tasse mit Kaffee füllte, ein Brötchen mit Butter bestrich und beides dem Sohne hinreichte.

„Ich habe Urlaub, Mama."

„Jetzt, während des Manövers?" fragte sie staunend.

Der junge Offizier spielte verlegen mit dem Kaffeelöffel.

Wie Vorahnung eines großen Unheils legte es sich auf der Mutter Brust. „Otto, hast Du Schulden?" schrie sie plötzlich auf.

„Wir sprechen darüber, Mutter," sagte er, indem er die ihm dargereichte Tasse zurückschob.

„Nein, Otto, mich verzehrt die Angst; komm mit in mein Zimmer und sage, was es ist."

Unmutig erhob sich der junge Offizier. Einen Augenblick beugte er sich zu Hertha nieder. „Schwesterchen, auch mit Dir habe ich zu reden. Dann folgte er der Mutter.

In ihrem Zimmer angekommen, ließ sich die Majorin, wie von einem schweren Weg ermattet, in einen Sessel sinken, während sie dem Sohn winkte, ihr gegenüber Platz zu nehmen. „Otto, nun sag' ums Himmelswillen, wie ist das wieder gekommen?"

Der junge Mann runzelte unmutig die Stirn. „Du kennst das Offiziersleben, Mutter. Auch bei der äußersten Anstrengung von Sparsamkeit ist es kaum möglich, mit der Gage durchzukommen. Und Ellen ist einmal durchaus keine Frau, die an Einschränkungen Gefallen findet. Dennoch suchte ich diese, sehr zu Ungunsten unseres häuslichen Friedens und häuslicher Behaglichkeit, durchzusetzen. Ellen schmollte — ich ertrug es. Wir lebten zurückgezogen, besuchten und gaben keine Gesellschaften. Den Fragen und Sticheleien der Kameraden ging ich aus dem Wege, oder ertrug sie mit stoischer Ruhe. Ich verbrachte die Abende mit strategischen Arbeiten. Ellen las französische Romane und träumte sich in eine Welt hinein, die ihr die Härte des Gatten, wie sie behauptete, verschlossen habe. Da kam ein Tag, an dem Ellen mit Klagen und Vorwürfen, mich zum Aeußersten getrieben. Zum Teufel, dachte ich, Ellen hat recht, wozu nützt das erbärmliche Einsiedlerleben? Sie ist dazu nicht erzogen. — Versuche noch einmal dein Glück im Spiel, Du hast nun seit so langer Zeit keine Karte angerührt, vielleicht daß das Glück Dir jetzt günstiger ist! Die ewige Büffelei taugt auch dir nichts und was Ersprießliches kommt dabei auch nicht heraus. Ich hatte eben meine vierteljährige Gage bekommen und ein kleines Honorar vom Buchhändler, der eine meiner Arbeiten in Verlag genommen hatte. Damit wagst Du es, sagte ich zu mir, das Geld ist ein redlich verdientes, es wird dir Glück bringen. Am Abend ging ich hin und setzte erst eine mäßige Summe — und gewann — ich verdoppelte den Einsatz und gewann abermals. Das machte mich kühner, ich setzte höher und das Glück blieb mir hold. Ich habe es ja geahnt, lobte ich mich. Heute ist mein Glückstag, heute wird dir alles gelingen! Ich stürzte ein paar Gläser Wein hinunter, währenddessen war abermals das Rad herumgegangen und das Häufchen Gold vor mir vermehrte sich. Wie ein Rausch kam es da über mich. Mehr, mehr! rief es in mir. Mehr, mehr! schienen mir die Blicke der Umstehenden zuzurufen. Und mehr, mehr! sagte auch ich und schob entschlossen den Goldhaufen hin. Und wiederum schüttete mir Fortuna ihren Segen in den Schos. Es war ein kleines Vermögen, was ich in Händen hielt und ich hätte von seinen Zinsen anständig leben können. Aber einesteils verbot mir mein Ehrgefühl, jetzt nach dem ungeheueren Glücke aufzuhören und mit dem Gewinne davon zu schleichen und auf der anderen Seite raunte mir mein böser Geist zu, das „Glück" nicht aus den Händen zu lassen, sondern mehr und mehr einzuheimsen. Ich blieb. Aber nach wenigen Stunden war nichts mehr mein eigen und ich war außerdem einem Kameraden eine bedeutende Summe schuldig geworden."

„Unglückseliger!" unterbrach ihn die Majorin. „Wie konntest Du Dich so bis zum Wahnsinn vergessen! Wovon gedenkst Du das je abzutragen?"

Der Lieutenant biß die Zähne aufeinander. „An Abtragen ist kein Gedanke, Mutter," sagte er dann.

„Und was gedenkst Du zu thun?"

Er zuckte die Achseln. „Ich hätte einen Vorschlag."

„Der wäre?"

„Laß mich ein wenig ausholen, Mama. Unser Oberst ist ein nachsichtiger Mann, er sieht gern lebensfrohe und lustige Gesichter um sich. Aber das Schuldenmachen ist verboten und die Geschichte war zu seinen Ohren gekommen. Er hielt mir eine Standrede, aber schließlich —"

„Schließlich?"

„Machte er mir Andeutungen, nein, nicht nur Andeutungen, sondern gewisse Vorschläge, unter welchen mir zu helfen wäre — oder vielmehr er selbst mir helfen würde."

„Und welches sind diese Vorschläge?"

„Er wirbt um die Hand meiner Schwester Hertha."

„Hertha, die er noch gar nicht kennt!"

„Doch, er hat sie im vorigen Winter bei Birkenfelds kennen gelernt. Er sagt, daß er sie anbete und macht mich zu seinem Freiwerber. Er ist reich und als mein Schwager will er meine Schulden decken."

„Der Oberst ist unverheiratet?"

„Kinderloser Witwer."

„Wie alt?"

„Ungefähr sechzig."

„Ein Greis!"

„Mutter, es gilt mein Leben."

Die Majorin stöhnte auf. „Laß mich jetzt allein, Otto, — ich muß allein sein," rief sie fast heftig, als der junge Offizier zögerte.

Die Majorin war schon seit einer Reihe von Jahren verwitwet, als die Kinder noch klein und erziehungsbedürftig waren. Otto, das älteste von beiden Geschwistern fand Aufnahme in der Kriegsschule, und Hertha, die um fünf Jahre Jüngere, kam nach ihrer Konfirmation zur Vollendung ihrer Erziehung in ein Fräuleinstift für adelige junge Damen.

Die Majorin lebte inzwischen schlicht und recht von ihrer Wittwenpension und den Zinsen ihres kleinen Kapitals.

Als Hertha in das Haus der Mutter zurückkehrte, wurde größerer Aufwand notwendig, welcher durch verdoppelte Sparsamkeit und Herthas Kunstfertigkeit in weiblichen Handarbeiten einigermaßen erreicht wurde.

Otto hatte inzwischen eine wenig bemittelte Dame geheiratet. Das Vermögen derselben reichte eben nur hin, die erforderliche Kaution zu stellen und eine glänzende Ausstattung zu besorgen. Beide hatten sich aus leidenschaftlicher Liebe gewählt und die Ehe schien anfangs eine sehr glückliche, bis die ausschweifenden Wünsche der jungen, verwöhnten Frau nach Luxus und Lebensgenuß, die mit dem Einkommen des jungen Paares so gar nicht harmonieren wollten, so manches Zerwürfnis, das den ehelichen Frieden zerstörte und ungeahnte Sorgen herbei führte. Schulden häuften sich auf Schulden und schon mehrmals hatte die Majorin einen Teil ihres kleinen Vermögens zur Deckung derselben geopfert.

* * *

Hertha kam dem Bruder entgegen. „Was ist es Otto, was Du mir zu sagen hast?"

Er stand neben ihr und legte seinen Arm um ihre Schulter. So standen sie aneinander gelehnt, zwei hohe, edle Gestalten, beide von vollendeter Schönheit.

Und doch war der Mann ein Unglücklicher — ein Schuldiger, der im Begriff stand, das junge, schöne, unschuldige Mädchen mit hineinzuziehen in sein Unglück — seine Schuld.

„Hertha, Schwesterchen, hast Du mich noch ein wenig lieb, könntest Du mir ein Opfer bringen?"

„Ein Opfer, was ist es, was forderst Du von mir?"

„Nichts, als daß Du eine reiche Heirat, einen Mann, der Dich auf Händen tragen würde, glücklich machst, mit einem Wort, unsere Frau Kommandeuse würdest."

„Du sprichst von dem Obersten Deines Regiments?"

„Ja, von Limburg, er liebt Dich und bittet durch mich um Deine Hand."

„Und Du hast diesen Auftrag übernommen und konntest doch wissen, daß ich einen Mann, der mein Großvater sein könnte, nicht lieben kann!"

„Ja, Hertha, begreifst Du denn nicht? — Ich habe Unglück gehabt, meine Ehre, mein Leben steht auf dem Spiele — der Oberst aber —"

„Allmächtiger! Also ein Handel um meine Person."

„Wie Du alles so schroff auffassest. Soll der Oberst für einen Fremden eintreten? Für den Bruder seiner Gattin aber würde er es."

(Schluß folgt.)

Sonnenbäder der Vögel.

Wandert man in den letzten Julitagen oder anfangs August durch eine ruhige Parkanlage, in welcher den Vögeln vollkommener Schutz gewährt ist, so erblickt man nicht selten auf einem sonnenbeschienenen, glattrasierten Rasen in der Nähe eines Gebüsches eine Amsel mit gelüfteten Flügeln, emporgestrecktem Kopf und aufgesperrtem Schnabel auf dem Bauche liegend und hastig atmend. In dieser Lage verharrt sie viertelstundenlang, hüpft dann zum nahen Wasser, stillt ihren Durst und beginnt das erwähnte Manöver von neuem. Der Unkundige vermutet in der auf der Erde liegenden, anscheinend flügellahmen Amsel einen kranken Vogel, nähert sich teilnahmsvoll, um ihn näher zu besichtigen — da fliegt der Vogel auf und in das nahe Gebüsch. Beim Auffliegen beobachtet der Enttäuschte vielleicht noch, daß der Vogel ohne Schwanz war. Es war nämlich eine in starker Mauser begriffene Amsel, welche ein „Sonnenbad" nahm. — Den gleichen Vorgang kann man bei allen Waldvögeln, namentlich aber bei Drosseln und Erdsängern beobachten. Dabei sträuben sie das Gefieder und lüften die Flügel, damit die belebende, und den Federwechsel fördernde Wärme ungehindert bis auf die Haut eindringen kann.

In den Monaten April, Mai und Juni meiden unsere Vögel die Mittags- und Nachmittagssonne, befinden sich nur in den Vormittags- und Abendstunden wohl und lassen während dieser Zeit ihre Lieder am meisten hören. Ist aber die aufreibende Thätigkeit des Brutgeschäftes vorüber und ist der entkräftende Federwechsel eingekehrt, so ist der Vogel froh, wenn er einen ruhigen, von der Mittagssonne beschienenen Platz findet. Er bedarf jetzt der blutbildenden Sonnenwärme um so mehr, als durch die Mauser eine bedeutende Säftemenge absorbiert wird. Obwohl in fast allen neueren Anleitungen über Stubenvögelpflege und Zucht besonders hervorgehoben wird, daß zum Wohlgedeihen des eingesperrten Vogels die Sonnenwärme notwendig, ja für gewisse Arten sogar unerläßlich ist, kommt es doch noch häufig vor, daß Stubenvögel dieser Wohlthat nicht teilhaftig werden. Schön gefärbte Finkenvögel wie Stieglitz, Carmin- und Hakengimpel, Dompfaff und Kreuzschnabel verlieren in der Gefangenschaft das taufrische Kolorit ihres Gefieders, wenn für die gehörige Besonnung nicht Sorge getragen wird. Die aus heißen Zonen hier eingeführten, farbenprächtigen Vögel bedürfen der Sonnenwärme selbstverständlich noch viel mehr als unsere einheimischen, ja ihr Fortbestehen ist sogar hiervon abhängig. — Aber selbstverständlich muß auch hier mit Maß und Ziel zu Werke gegangen werden.

Wer seine Vögel in den heißen Sommermonaten den ganzen langen Tag hindurch den sengenden Sonnenstrahlen direkt aussetzt, schadet denselben ebenso sicher, als wenn er sie im tiefsten Keller verstecken würde. Am besten hängen die Vögel an einer Wand in unmittelbarer Nähe der nach Südosten gerichteten Fenster. Hier, wo sie tagsüber mehrere Stunden hindurch von der Sonne beschienen werden, bleiben sie das ganze Jahr hängen. Nur während der Mauser werden jene Vögel, welche in derselben stehen, auf das Fensterbrett gestellt, der Käfig auf der Sonnenseite mit einem leichten Stoff ein wenig verhüllt und mehrmals das durch die Sonne erwärmte Trinkwasser durch frisches ersetzt.

(D. Vogelliebhaber.)

Unsere Bilder.

Bierstener. Der jüngste Lehrling hat gewöhnlich keine gerade beneidenswerte Stellung, und besonders der Franz, der im Begreifen ziemlich langsam und in der Handfertigkeit noch recht ungeschickt ist. Fortwährend wird er getadelt und manchen Puff muß er in Kauf nehmen. Schlägt die Vesperstunde, so ruft der Obergeselle: „Franz, Vesper holen!" — Nun heißt es sich sputen. Rasch werden die Einkäufe bei Metzger und Bäcker besorgt und der Bierwirt füllt die bereit gehaltenen Gläser. Wie gelüstet es doch den Burschen, nach einem Schluck des schäumenden Getränks. Aber — ein Lehrbube hat kein Geld, sich solche Genüsse zu verschaffen. Gerne hätte er schon an den vollen Gläsern genippt, aber er wagt es nicht, denn er weiß, in solchen Sachen ist mit den Gesellen nicht zu spassen. Nun aber verfällt er auf einen Ausweg. Daß es ein Abweg vom Erlaubten ist, kommt dem Franz im Augenblick nicht zum Bewußtsein. Gedacht gethan. Am Brunnen im Hofe ist ein verstecktes Plätzchen, wo Franz ungestört ist. Rasch nimmt er aus den Gläsern einen tüchtigen Schluck und ersetzt das Fehlende durch krystallhelles Brunnenwasser. Niemand merkt's, denkt Franz. Ob aber die Besteller den Betrug nicht herausfinden, ist eine andere Frage. Jedenfalls hoffen wir, daß die Unredlichkeit dem Franz nicht zur Gewohnheit wird; denn der Krug geht so lange zum Wasser, bis er zerbricht. K.

Nächtlicher Ueberfall. Die Nacht ist keines Menschen Freund," sagt ein Sprichwort, das auch auf die Tierwelt in gewissem Sinne anwendbar ist. Wie unter dem Schleier der Finsternis Diebe und Räuber ihr lichtscheues Gewerbe ausüben und Leben und Habe der ruhenden Menschen bedrohen, so schleicht auch in der Tierwelt in der schützenden Dunkelheit Raub und Mord umher, und manches Opfer, das sich der Nachtruhe ergab, fällt ihnen zur Beute. Nicht immer aber glückt der mörderische Anschlag, manchem ergeht es, wie dem Räuber auf unserm Bilde, der mit scheelem Blicke der Beute nachsieht, die noch zeitig genug aufgeschreckt, mit schwerem Flügelschlage dem Bereiche des gefährlichen Verfolgers entrinnt.



Ganz einfach. Richter: „Aber Schmidt, Ihr steht nun schon zum zwölftenmal hier wegen Trunkenheit. Woher kommt das nur?"
Landstreicher: „Na, vom Dorscht, Herr Richter!"

Wunder.

Daß die Lerchen wieder singen,
Daß sich Schmetterlinge schwingen,
Gelb und schwarz mit goldnem Saum,
Daß sich grüne Gräser treiben,
Auch nicht Eins zurück will bleiben,
Man glaubt es kaum.

Daß sie bricht, die starre Binde,
Daß die lauen Abendwinde
Knospen zieh'n aus Busch und Baum,
Daß die Amsel tiefe, volle
Töne durch die Wälder rolle,
Man glaubt es kaum.

Daß man durch die Luft, so milde,
Kinderscharen, liebe wilde,
Jauchzen hört im fernen Raum —
Lang im dumpfen Haus gesessen,
Aber schnelle, schnell vergessen —
Man glaubt es kaum.

Und es will mich immer fragen,
Mir ins Ohr ein Wörtlein sagen,
Und es ist mir wie ein Traum,
Daß ich selbst vor Jahren, Jahren
Spielte mit den Kinderscharen,
Man glaubt es kaum.

Friedrich Theodor Vischer.

Allerlei.

Ehrlicher Freundesrat. „Lieber Freund, ehe Du heiratest, überlege Dir die Sache noch einmal, erkundige Dich genau nach allen Umständen und dann heirate unter keinen Umständen."

Gelegenheit macht Diebe. Prinzipal (zum Kommis): „Den Preis für die alte Vase haben Sie in der Rechnung für die Frau Baronin zu niedrig angesetzt; schreiben Sie statt zwanzig Mark fünfundzwanzig!" — (Nach einer Weile): „Weil Sie nun doch radieren müssen, schreiben Sie dreißig Mark!"

Schauspiel-Stoff. Man fragte einst Crebellon, weshalb er das Schreckliche zum Stoff seiner Tragödien gewählt habe. „Mir blieb keine Wahl," versetzte er. „Corneille hat mir den Himmel, Racine die Erde weggenommen; mir blieb weiter nichts übrig als die Hölle, in diese stürze ich mich über Hals und Kopf." St.

Schottisch. Eine blutige Hand im blauen Feld bildet das Wappenzeichen einer schottischen Adelsfamilie. Es hat folgenden Ursprung: Vor langer Zeit waren zwei Brüder mit ihren Kriegern im Begriff, eine schottische Insel zu erobern und hatten bestimmt, dem solle sie zufallen, der zuerst mit seinem „Fleisch und Blut" das Land derselben berühre. Da ihre Schiffe wegen der vielen Klippen sich der Küste nicht nähern konnten, ohne Gefahr zu laufen, stürzten sich beide Brüder in das Meer, um schwimmend die Insel zu erreichen. Als der ältere bemerkte, daß ihm sein jüngerer Bruder zuvorkam, zog er kurz entschlossen sein Schwert, legte die linke Hand auf eine hervorragende Klippe, hieb sie ab und schleuderte sie, an seinem Bruder vorbei, auf jene Insel, indem er ausrief: „Mein Fleisch und Blut hat zuerst das Land berührt!" So wurde er König der Insel. D

Gemeinnütziges.

Köder zum Forellenfang sind kleine Fischchen, rohe Krebsschwänze und Scheren ohne Schalen, auch kleine Fröschchen; große Regenwürmer in Rindsblut über nacht gelegt, sollen ein trefflicher Köder für Forellen sein, sowie Regenwürmer in frischen Quendelsaft gelegt oder vor dem Einwurfe mit Lein- oder Hanföl bestrichen. Auf Mehlwürmer, frisch geräucherten Speck, Kügelchen aus Kampher, Fett, Honig und faules Weidenholz gehen die Forellen ebenfalls sehr gerne.

Werren in Warmbeeten. Elias Hugo, Gärtner auf der Domäne des Herzogs von Coburg zu Rapp in Ungarn, vertilgte die Werren in den Warmbeeten durch Phosphor auf ähnliche Weise wie die Ratten und Mäuse. Das Phosphorgift löste er zu diesem Zwecke in lauem Wasser, gab dann Maismehl dazu, bis die Masse einen Teig bildete. Mit diesem Teige verstopfte er die Löcher oder drückte ihn an verschiedenen Punkten der Werrengänge in die Erde. — Binnen vierundzwanzig Stunden verschwanden die Schädlinge vollständig.

Der Wert des Waldes. Vom Walde strömt des Nachts wärmere Luft ins freie Land, weil er in seinem Humusboden die Wärme länger zurückhält und sie abends nicht so schnell der Luft abgiebt. Er mildert das Klima. So schützt der Wald auch die nächstliegenden Kulturen vor Spätfrost (Obstbäume, Reben). Er mildert die Hitze, indem an heißen Tagen kühlere Waldluft ins freie Land hinausströmt, denn der feuchte Boden und die Blättermasse dunsten viel Wasserdunst aus, der die Luft abkühlt. Er zieht Tau und Nebel an und verdunstet wieder viel Wasser zur Bildung neuer Niederschläge. In wälderarmen Gegenden kann es auch große Regenmengen geben, aber in anhaltendem Regenwetter, auf welches dann anhaltende Trockenheit folgt. Der Wald bricht die Gewalt der Stürme, Wolkenbrüche, Gewitter und Hagelschläge. Die bewaldeten Berge und Hügelzüge schützen, wie eine Mauer, gegen die Orkane; sie schützen auch gegen die rauhen Nord- und Nordostwinde. Bei Wolkenbrüchen auf Hügeln und Bergen hält der Wald das Wasser auf, daß es nicht so schnell in die Tiefen strömt, Rinnen im Boden gräbt und Kulturland mit Geschiebe überführt. Gewitter- und Hagelschläge erfahren oft über dem Wald die erste Abkühlung und haben dann an verheerender Macht für Feld und Dorf verloren.

Logogriph.

Vertreib's mit **G**, es ist dir gut,
Dann lebst du froh und wohlgemut.
Den gleichen Namen nennet mir
Dann auch ein kleines, schwarzes Tier.
Nachdem der Kopf ihm abgetrennt,
Setz' **B**, dann ist's ein Instrument.

Julius Falk.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung:

F
I l m
R h e i n
Z w a n z i g
F l e n s b u r g
H e r b e r t
H a u b e
U r i
s

Schachlösungen:

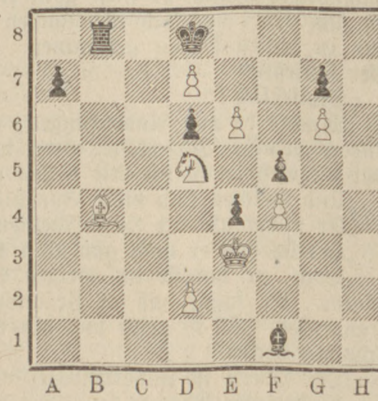
Nr. 174. S e 4—d 6 † K f 5—e 6
S h 2—f 3 L g 5—f 4 :
e 3—f 4 : D b 1—g 1
K e 8—d 8 etc.

Nr. 175. L h 1—d 5. e 5—e 4
K e 1—e 2 etc.

Problem Nr. 177.

Von M. Chevillard.

Schwarz.



Weiß

Matt in 4 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Logogriphs: Lachs, Sachs, Wachs; des Bilderrätsels: Wo es drei Heller thun, da wende vier nicht an, Und nicht zwei Worte, wo's mit einem gethan.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.